

ontologische Relevanz besitzen, neben der von Heidegger auch die von Jaspers und Nicolai Hartmann; die Analysen aller drei weisen ja in wesentlichen Zügen eine frappierende Gemeinsamkeit auf.

Wenn man damit rechnen darf, daß der Gewissensruf von noch tieferer ontologischer Ergiebigkeit ist, als der Verf. durchblicken läßt, dann ist die Frage berechtigt, ob die Deutung des Standpunktes Heideggers nicht etwa doch hinter dem zurückbleibt, was aus dessen neueren Äußerungen herausgelesen werden kann. Vielleicht wird das Neue in seinem Philosophieren, die Kehre von „Sein und Zeit“ zu „Zeit und Sein“ (vgl. den Humanismusbrief), nicht ernst genug genommen. Da es nach ihm nun das Sein-selbst ist, das den Menschen „entwirft“ und „wirft“ und auf das hin der Mensch ek-sistiert, ohne daß es einfachhin mit Sein des Menschen oder der Seienden im ganzen zusammenfielen (es west „in eigener Wahrheit“), so hat man wohl auch die Ontologie des Gewissensrufes in diese Dimension weiter vorzutreiben; nun ist er wohl nicht mehr nur der Ruf der „in-sich-hineingekrümmten Kreatur“ (347 u. ö.), sondern jener Ruf des Seins-selbst, der den Menschen zum „Hirten“, aber auch zum „Hörer“ des Seins beruft. Ohne hier auf dieser Interpretation insistieren zu wollen, mag doch hervortreten, wie u. U. eine positivere Begegnung mit Heidegger sich abzeichnen könnte — freilich ohne allzu große Hoffnung, das Sein-selbst Heideggers werde sich einmal als Schleier des Deus absconditus herausstellen, wie sich einst das Heideggersche „Nichts“ als „Schleier des Seins“ enthüllt hatte.

Auf die ganze Fülle der Anregungen, die vom vorliegenden Werk ausgehen, noch weiter im einzelnen zu reagieren, verbietet sich hier selbstverständlich. Starke Beachtung verdienen z. B. die Ausführungen über die Definition des Menschen als animal rationale, die zugleich als Grundriß eines Entwurfs einer Ontologie von Leib und Welt anzusprechen sind (71 ff.), ferner die Ausführungen über Freiheit, zumal auch jene Freiheit, die „ontologisch“ genannt wird (110 ff.), über den Personbegriff (105 ff.) und überhaupt die immer selbständigen und reichhaltigen Stellungnahmen zu metaphysischen und erkenntnistheoretischen Problemen, von deren Vielfalt das beigefügte Sachverzeichnis einen Eindruck vermittelt. Eine besondere Fundgrube ist das Werk — dies sei eigens hervorgehoben — für Kantleser, aber auch für solche, die heutiges an Thomas orientiertes Philosophieren kennenlernen möchten. Zu begrüßen ist in diesem Zusammenhang z. B. der mehrmalige Rückgriff auf E. Przywaras leider sonst so oft (geflissentlich oder nicht) übersehene „Analogia entis“. Wer die geistige Geduld aufbringt, die eine Lesung wie die von „Sein und Gewissen“ zwar verlangt, aber auch einzuüben vermag, der wird sie überaus belohnt finden.

H. Ogiermann S. J.

Heberer, G. (Herausgeber), *Die Evolution der Organismen. Ergebnisse und Probleme der Abstammungslehre*. 2., erweiterte Aufl., 1.—3. Lieferung. gr. 8^o (712 S., zahlr. Abb.) Stuttgart 1954, Fischer. 1. Lief. 12.10 DM; 2. Lief. 17.70 DM; 3. Lief. 20.20 DM.

Das in 2. Aufl. erscheinende Sammelwerk, dessen erste 3 Lieferungen hier besprochen werden, ist wohl die derzeitige umfassendste Abhandlung über die Evolution der Organismen. Die neue Aufl. ist in vielen Punkten wesentlich bereichert worden, wobei aber die grundsätzlich neodarwinistische Einstellung und damit auch der naturphilosophische Hintergrund des Werkes keine wesentliche Änderung erfahren hat. An die Stelle einiger Autoren der 1. Aufl. (H. Bauer, V. Franz, N. W. Timofeeff-Resovsky, H. Weinert, W. Zündorf) sind neue Sachbearbeiter getreten (E. v. Eickstedt, H. Friedrich-Freska, W. Lehmann, H. Lüers, A. Remane und H. Ulrich). So ist die 2. Aufl. wieder zu einem Werk geworden, das jeder studieren muß, der sich über das moderne Wissen der Evolution der Organismen eingehender orientieren will.

Die 1. Lieferung berichtet über *Grundlagen und Methoden*. H. Dingler versucht in seinem Beitrag eine philosophische Begründung der Deszendenztheorie. Er untersucht ihre „allgemeine wissenschaftstheoretische Struktur“ (3), d. h. die Frage, „ob eine Theorie dieser Art überhaupt gebildet werden kann oder nicht und welche Realgeltung ihr zukommt“ (4). Die Deszendenztheorie ist Geschichtsforschung, die mit Hilfe der Kausalität sichere Aussagen über etwas in der Gegenwart nicht direkt Gegebenes zu machen sucht. Die Kausalketten gehen ohne Grenze in die Vergangen-

heit (23). Jede Annahme einer Zielgebundenheit des Lebens wird als unnötig und als methodisch falsch erachtet. Eine prinzipielle, eindeutig abgrenzende Definition des Lebenden vom Nichtlebenden ist unmöglich, darum ist auch eine prinzipielle Sondergesetzlichkeit des Lebenden ausgeschlossen (15 f.). Der Anfang des Organischen auf der Erde muß durch kontinuierlichen Übergang aus dem Anorganischen entstanden sein, und alle größeren Lebewesen müssen in endlicher Zeit aus solchen kleinster Art unter lückenloser Fortpflanzung sich entwickelt haben (18). Der Verf. glaubt damit „das logische Grundgerüst der Entwicklungslehre über jeden Zweifel gesichert“ zu haben. Es folgt dann nur noch eine methodische Detaillierung der Frage.

Im 2. Beitrag behandelt *W. Zimmermann* die Methoden der Phylogenetik. In sehr gedrängter Form wird zuerst die Geschichte der phylogenetischen Methoden besprochen (Vorstufen, Vorphylogenetisches Gruppieren von Organismen und Organen, bewußte wissenschaftliche Phylogenetik seit 1859). In diesem geschichtlichen Abriss setzt sich der Verf. vor allem mit der idealistischen Morphologie auseinander. Nach einer Behandlung der Grundmethoden der Phylogenetik (erkenntniskritische Basis), in der nur diejenigen Phänomene als „richtig“ anerkannt werden, die sich widerspruchlos in unser Weltbild einfügen (49), wird der phylogenetische Beweis selbst untersucht (Glieder der Beweiskette, Scheinbeweise und -einwände). In einer „alternativen Beweisführung“ soll gezeigt werden, daß eine Ablehnung der phylogenetischen Deutung (oder auch schon eine Anerkennung der Unsicherheit der Beweisführung) sofort die Annahme „plötzlicher Schöpfungen“ (53) oder grobe Irreführung durch die fossile Überlieferung einschließt. Im letzten Abschnitt seines Beitrages behandelt der Verf. die speziellen phylogenetischen Forschungsmethoden (Methoden der historischen und gruppierenden Phylogenetik, Methoden der Ursachenforschung). Er gibt zu, daß die „Anpassungsauslese keine Zaubereinrichtung“ (89) ist, welche die ganze Evolution beherrscht. Mit einer Darstellung der phylogenetischen Ergebnisse (Artproblem, Umfang der Taxa, Stammbäume usw.) beschließt der Verf. seinen umfangreichen Beitrag.

Der 3. Beitrag von *B. Rensch* behandelt die phylogenetische Abwandlung der Ontogenese. In der 1. Aufl. hatte der Verf. an dieser Stelle „Biologische Beweismittel der Abstammungslehre“ erläutert. Da dieses Thema aber in ganz ausführlicher Weise in seinem in 2. Aufl. erschienenen Buch „Neuere Probleme der Abstammungslehre“ dargelegt wird, so bietet er statt dessen eine spezielle Abhandlung über stammesgeschichtliche Auswirkungen in der Ontogenese. Für die Kausalanalyse der Evolutionsvorgänge sind die „Verschiebungen der ontogenetischen Abläufe“ (103) das eigentliche Problem. Für die Paläontologie gibt es verhältnismäßig wenig Fälle (z. B. Schalenskulptur der Ammonoideen), in denen ein Teil der Ontogenese verfolgt werden kann. Ontogenetische Studien an rezenten Arten sind deshalb unerlässlich für eine weitere Klärung. Auf die Gefahr falscher Schlüsse (da Ahnenreihen durch anatomische Modell-Reihen ersetzt sind) weist der Verf. ausdrücklich hin. Es werden folgende Fragen behandelt: Die Abwandlungen auf verschiedenen ontogenetischen Stadien (Archallaxis, Anabolie, Deviation, Kaenogenese), Veränderungen des ontogenetischen Tempos, Verschiebung der phylogenetischen Abwandlungen über andere Ontogenesestadien (Palingenese, Proterogenese und Neotenie), Generationswechsel. Das bunte Bild wird noch wesentlich komplizierter durch mannigfache intermediäre Typen und durch die Möglichkeit, daß die einzelnen Organe nach verschiedenem Modus abwandeln können. R. sieht darin eine Bestätigung seiner auch in seinem größeren Werk dargelegten Grundanschauung, „daß die Evolution der primären Richtungslosigkeit der Mutation entsprechend weitgehend richtungslos erfolgte und daß alle gangbaren Wege auch tatsächlich von den Stammesreihen eingeschlagen wurden“ (126).

Der gegenüber der 1. Aufl. fast auf das Doppelte angewachsene Beitrag von *K. Lorenz* behandelt das schwierige Problem „Psychologie und Stammesgeschichte“. Die vergleichende Verhaltensforschung versucht unter z. T. heftigem Protest der Fachpsychologen eine Synthese von Stammesgeschichte und Psychologie, d. h. eine phylogenetische Deutung angeborenen Verhaltens. Diese schon von Wundt geforderte Synthese ist heute allerdings zum großen Teil erst Programm. Wie die vergleichende Morphologie entsprechende Organe homologisiert, so lassen sich auch

entsprechende Verhaltensformen homologisieren, wofür schon einige gut analysierte Beispiele vorliegen. Die Entdeckung der endogenen Reizerzeugung, eine vom Reflexvorgang völlig unabhängige Elementarleistung des Zentralnervensystems, sieht der Verf. als das wichtigste bisherige Ergebnis der vergleichenden Verhaltensforschung an. Es folgt eine kurze Geschichte dieser Entdeckung, in der in außerordentlicher Prägnanz die wichtigsten Probleme, Analysen und Ergebnisse aufgewiesen werden. In einem eigenen Abschnitt widmet sich der Verf. der speziellen Phylogenetik der Ausdrucksbewegungen (Instinktbewegungen mit Auslösefunktion, Intentionalbewegungen, Symbolbewegungen, Übersprunghandlungen usw.). Der Schlußabschnitt handelt von den Voraussetzungen der Menschwerdung und behandelt von der Verhaltensforschung her die Frage Herders: „Was fehlt dem menschenähnlichsten Tier (dem Affen), daß er kein Mensch ward?“ Folgende Gesichtspunkte werden in der Antwort berücksichtigt: die zentrale Repräsentanz des Raumes und die Greifhand, die Spezialisierung auf Nicht-spezialisiert-Sein und die Neugier, die Domestikation und die Weltoffenheit. Um dem Verf. gerecht zu werden, muß man berücksichtigen, daß er das Problem „Mensch“ immer vom biologischen Standpunkt her sieht; was er von diesem Blickpunkt her zu sagen hat, ist sicherlich bedeutungsvoll.

Die sehr umfangreiche 2. *Lieferung* (175—340) behandelt das Thema: „Die Geschichte der Organismen“. Einleitend spricht *L. Rüger* in seinem stark umgearbeiteten Artikel über die absolute Chronologie der geologischen Geschichte als zeitlichem Rahmen der Phylogenie. Er orientiert über Methoden der Altersbestimmung und über Verwertung absoluter Altersbestimmungen für Evolutionsfragen (mit 4 Tabellen über die erdgeschichtliche Verteilung der wichtigsten Tiergruppen).

Ein weiterer Beitrag „Paläontologie als stammesgeschichtliche Urkundenforschung“ von dem 1948 verstorbenen Forscher *J. Weigelt* (überarbeitet von *G. Heberer*) erörtert die historische Aufgabe der Paläontologie, Entwicklungsmechanik und Urkundenforschung, stammesgeschichtliche Urkunden, gefolgt aus der Zusammensetzung der heutigen Fauna, die Evolution der Biotope, Heterochronisierung der Fundräume u. a. mehr. Besonders wertvoll ist der Abschnitt „Die alttertiären Säugetierfaunen der mitteldeutschen Hauptsholle als Beispiel paläontologischer Urkundenforschung“, da hier der Verf. seine klassischen Arbeiten über die bedeutungsvollen Geiseltalfunde heranziehen kann. In den grundsätzlichen Fragen stimmt er den Auffassungen von Rensch und Simpson bei.

„Die stammesgeschichtliche Stellung der Virusarten und das Problem der Urzeugung“ erörtert *H. Friedrich-Freska*. Nach einer kurzen Schilderung der Entwicklung der Virusforschung, der Mutation, Rekombination und Selektion bei Virusarten versucht er die Aufstellung eines natürlichen Systems und die Klärung von Hypothesen über die Phylogenie der Virusarten. Er glaubt, daß die Ansicht über die Entstehung der Viren aus Wirtszellen mehr und mehr an Boden verliert und die Argumente für ihre Herkunft aus autonomen Formen, die sekundär zum Zellparasitismus übergangen, an Gewicht gewinnt (289). Wenigstens die DNS-haltigen Virusarten (die meisten tierischen Virusarten und die Bakteriophagen im Gegensatz zu den RNS-haltigen Pflanzenviren) scheinen von Lebewesen abzuleiten zu sein. Der letzte Abschnitt dieses sehr interessanten Beitrages erörtert die Frage der Urzeugung. Der Verf. ist skeptisch, „ob die Frage nach der Lebensentstehung naturwissenschaftlich beantwortbar gestellt werden kann“ (295). Da die Viren wahrscheinlich nicht als die Vorfahren der Lebewesen angesehen werden können (296), betrachtet sie der Verf. als „Modelle für Vorstufen des Lebens“.

Eine im Vergleich zur 1. Aufl. im wesentlichen unverändert gebliebene Geschichte der Pflanzen gibt *K. Mägdefrau*. Er bespricht vor allem diejenigen Klassen, von denen uns ein reiches Fossilmaterial zur Verfügung steht. Die Geschichte der Tiere schildert *A. Remane*. Sie unterscheidet sich von der der Pflanzen in zwei Punkten: 1. Der Übergang von Protozoen zu Metazoen scheint nur einmal stattgefunden zu haben, im Pflanzenreich dagegen in zahlreichen Linien. 2. Im Pflanzenreich steigt nur ein Stamm (die Angiospermen) zu höherer Organisation auf, während im Tierreich drei hochorganisierte Gruppen vorhanden sind (Wirbeltiere, Insecta, Cephalopoda). Eine besondere Schwierigkeit, die Geschichte der Tiere zu rekonstruieren, liegt darin, daß die Hauptstämme bis zu den Kreisen (Phyla) sich bereits bis zum

Kambrium aufgespalten hatten, also in einer Zeit, aus der keine fossile Überlieferung bekannt ist. Zwischen den großen Stämmen bestehen also Lücken, die der Verf. durch Erforschung der Homologien rezenter Arten zu überbrücken sucht. Erst innerhalb der einzelnen Kreise, wie z. B. der Wirbeltiere und Mollusca, geben zahlreiche Fossilfunde eine Handhabe zur Rekonstruktion der Phylogenese. Nach einer kurzen Geschichte der Protozoa stellt der Verf. die Baupläne der vier Hauptstämme der Metazoa unter dem Gesichtspunkt der Haeckelschen Gastraeatheorie dar.

Die 3. Lieferung behandelt die *Kausalität der Phylogenie*, und zwar Fr. Schwanitz die Genetik und Evolutionsforschung bei Pflanzen, während das gleiche Thema bei Tieren von H. Lüers und H. Ulrich bearbeitet wird. Da die Genetik uns eine Möglichkeit der Veränderung des Organismus aufzeigt, ist sie heute zu einer der Grundvoraussetzungen für die Beurteilung der Kausalität der Phylogenie geworden. Fr. Schwanitz bespricht zuerst die Ursachen der Formenmannigfaltigkeit (Mutabilität der Gene, wobei besonders die Fälle von „Großmutation“ interessieren, erbliche Veränderung des Plasmas) und anschließend die Ursachen der Formenbeschränkung (Auslese, Isolierung). Eine Schlußbetrachtung über Genetik und Artbegriff, über die größeren systematischen Einheiten und Genetik und Irreversibilitätsgesetz runden den Beitrag ab, der noch durch das sehr umfassende Schrifttumsverzeichnis den Wert einer Monographie über dieses vieldiskutierte Thema hat. In ähnlicher Weise behandeln Lüers und Ulrich das Thema bei Tieren.

Der Beitrag von W. Ludwig über die Selektionstheorie beschließt die 3. Lieferung. Nach einem kurzen geschichtlichen Hinweis auf die wesentlichen Aussagen und die Bedeutung werden erörtert der Verf. die ideale erbkonstante Bevölkerung, d. h., „in konstanter Umwelt bleibt bei Panmixie und bei Fehlen von Mutation und Selektion die genotypische Zusammensetzung einer hinreichend großen Bevölkerung konstant“ (667). Sodann werden die Wirkungen der fünf Evolutionsfaktoren besprochen: Mutabilität, Selektion, Einnischung (Annidation), Zufallswirkung infolge Endlichkeit der Bevölkerungszahl, Isolation. Dann folgt eine genauere Darstellung des „schematischen Selektionsmechanismus“, der sich als unzureichend erweist und erst unter Heranziehung der anderen Mechanismen (Annidation, Zufall, Isolation) an evolutionistische Bedeutung gewinnt. Instrukтив sind die Ableitungen des Verf. über den Zufall („Zusammenwirken vieler im Einzelfall nicht überblickbarer Ursachen“ 684). In den beiden Schlußkapiteln bespricht er den Erklärungswert und die Einwände gegen die Selektionslehre.

Das großangelegte Werk über die Evolution der Organismen darf wohl — neben dem Buch von Rensch über das gleiche Problem (vgl. Schol 29 [1954] 413—417) — als die gründlichste Behandlung des Themas im deutschen Sprachraum gelten. Das Werk hat trotz der ungeheuren Stofffülle und der Vielfalt der Autoren eine konsequent neodarwinistisch-positivistische Ausrichtung. In den wesentlichen Punkten gibt schon der erste Beitrag von Dingler die naturphilosophische Grundlinie an: Ablehnung von finalen Gesichtspunkten, von Ganzheitsbetrachtung bei der wissenschaftlichen Behandlung des Organischen, Ablehnung der Sondergesetzlichkeit des Lebendigen gegenüber dem Anorganischen, Anerkennung der *causa efficiens* als einziger Kausalität, die allein wissenschaftliche Erkenntnis (in der sog. Kausalanalyse) begründen kann, wobei außerdem „nur die Elementarbegriffe der Mechanik den durchgehenden kausalen Aufbau ermöglichen“ (12) und ähnliches mehr. Daß sich in diesem Zusammenhang der sonst erst zu nehmende Naturphilosoph zu dem nachfolgend zitierten Satz versteigt, kann man angesichts der reichen Geschichte des Lebensproblems innerhalb der Geschichte der Philosophie nur bedauern: „Nachdem nun keine strenge Definition des Lebenden möglich ist, zeigt sich, daß so gut wie alles, was über das Leben (im biologischen Sinn) im allgemeinen geschrieben und philosophiert wurde (und das sind Bibliotheken), begrifflich und logisch völlig in der Luft schwebt und keinen Anspruch auf den Charakter der Wissenschaftlichkeit erheben kann“ (16). Die naturphilosophische Linie Dinglers wird im Beitrag von Zimmermann gleichsinnig weitergeführt, wofür nur einige wahllos herausgegriffene Gesichtspunkte angeführt seien: Verweis jeglicher göttlicher Schöpfertätigkeit in den Bereich des Mythischen, Leugnung einer typischen oder wesentlichen Grenze zwischen Organischem und Anorganischem (Z. meint,

die Annahme dieser Grenze sei eine Übertragung von gedanklich geformten Begriffsgrenzen in die Natur, 42), Ablehnung des „auf den naiven Realismus sich gründenden aristotelischen Verifikationsprinzips“ (48), wobei die Scholastik als „Begriffsrealismus“ aufgefaßt wird (92). Daß man dann nach „Einebnung“ aller Wesensgrenzen die ganze Lebewelt als ein „Kontinuum der Formen“ (92) vor sich hat und sich verhältnismäßig leicht tut mit phylogenetischen Ableitungen, ist leicht einzusehen. Daß aber trotz dieser Einebnungen noch sehr schwierige Punkte für die phylogenetische Erklärung existieren, geben die Verf. an verschiedenen Stellen des Werkes zu (z. B. Frage der Spezialisationskreuzungen, 57f.). Auch das Grenzgebiet zwischen anorganischem und organischem Bereich, das sonst mit vielen gewagten Hypothesen über eine mögliche Urzeugung leichtfertig besprochen wird, ist in dem Beitrag von Friedrich-Freska mit taktvoller Vorsicht behandelt: „Unsere Unwissenheit ist so groß, daß sogar der metaphysische Standpunkt von Troll (1951) nicht widerlegt werden kann . . .“ (295).

Bei der Behandlung der Kausalität der Phylogenie muß es befremden, daß man sich den ganzen Organismus als Resultat von zufälligen Mutationsschritten und Selektion vorstellt. Wenn auch z. B. Schwanitz in seinem wertvollen Beitrag bezüglich der Entstehung komplizierter Blütenmechanismen zugibt, „daß eine so junge Wissenschaft wie die Genetik noch nicht in der Lage ist, ein so schwieriges Problem endgültig zu beantworten“ (442), so ist man doch weithin in dem Optimismus befangen, daß man den Gesamtorganismus als Summenwirkung der Evolutionsmechanismen begreiflich machen könne. Wenn man sich aber z. B. die raffiniert durchkonstruierten Bestäubungsmechanismen der Blüten oder die Verbreitungseinrichtungen der Samen oder ähnliches einmal durch die Evolutionsmechanismen entstanden denken will, so muß man doch notwendigerweise den Gesamtvorgang der Entstehung dieses komplizierten Apparates als gerichtet und geplant bezeichnen; denn er führt ja im Endresultat zu einem hohen technischen Plangebilde. Leugnet man das, so würde man sich der Annahme einer Disproportion zwischen Ursache und Wirkung schuldig machen. Außerdem setzt jede Mutation und Selektion einen Organismus voraus, an dem sich diese Evolutionsmechanismen ereignen. Diese Reaktionsbasis selbst auch wieder mit den gleichen Mechanismen entstanden zu denken, hieße der evolutionistischen Erklärung jeden Boden entziehen. Auch W. Ludwig mahnt in seinem Beitrag über das Selektionsprinzip zur Vorsicht und meint, daß der übertriebene Optimismus mancher Selektionisten „stellenweise doch etwas voreilig“ sei (692).

A. d. Haas S. J.

Geppert, Th. (S. J.), *Teleologie der menschlichen Gemeinschaft. Grundlegung der Sozialphilosophie und Sozialtheologie* (Schriften des Instituts für christl. Sozialwissenschaften an der Universität Münster, Bd. I). gr. 8^o (151 S.) Münster (1955), Aschendorff. 9.50 DM; geb. 11.50 DM.

Wenn Verf. in dieser Arbeit es unternimmt, eine Grundlegung von Sozialphilosophie und Sozialtheologie zu geben, so nicht deswegen, weil er, die Schwierigkeit der Aufgabe, auch nur eine dieser beiden Disziplinen grundzulegen, unterschätzend, gleich die Doppelaufgabe hätte in Angriff nehmen wollen. Der Grund liegt viel tiefer. Weil es nur die *eine* Ordnung und namentlich nur die *eine* gottgewollte Zielordnung gibt, die Natur und Gnade zur Einheit zusammenfaßt, die *rein* natürliche Ordnung also keine Vollwirklichkeit, sondern nur ein im Wege abstraktiven Denkens aus der Vollwirklichkeit herausgelöstes Element ist, darum sind die Erkenntnisse einer bloßen Sozialphilosophie im Grunde immer nur Teilwahrheiten, und es besteht die Gefahr, über der Beschäftigung mit diesen Teilwahrheiten die Vollwirklichkeit aus den Augen zu verlieren und dadurch Wesentliches zu übersehen, den Teilwahrheiten einen falschen Platz und Rang anzuweisen. Aus der Qual der Wahl zwischen der heute meist bevorzugten Methodenreinheit und Methodenstrenge, die zur säuberlichsten Scheidung der philosophischen und der theologischen Behandlungsweise führt, und der bei den größten Autoren der Vergangenheit üblichen „ganzheitlichen“ Behandlungsweise, die dazu nötigt, ständig die Verfahrensmittel sowohl der philosophischen als auch der theologischen Behandlungsweise in Bereitschaft zu halten und nach Bedarf anzuwenden, die allerdings auch leicht dazu verleitet, gleitend und oft unbewußt von der einen zur andern überzugehen, findet